

Inhalt

Bis 2005:	
Die Nachrichten	2
Die Tiefseetaucher	7
Haus aus Sand und Nebel	10
Krieg der Welten.....	12
Mathilde – eine große Liebe	14
Sophie Scholl – Die letzten Tage.....	17
Bis 2006:	
Vitus	21
Ein gutes Jahr (A Good Year).....	22
Bis 2009:	
Auf der anderen Seite	23
Import Export.....	24
Three Times	25
En La Cama	26
Der Baader Meinhof Komplex.....	26
300.....	27
Ein fliehendes Pferd	29
Die Besucherin.....	30
Helen	31
Plastic Planet.....	32

Die Nachrichten

BRD 2005

Regie: Matti Geschonneck, **Buch:** Alexander Osang

Hamburg, 27.09.2005

Was ist eine Nachricht wert, wenn sie aus dem Verborgenen an die Oberfläche geholt worden ist? Das zu erreichen, sei kreative Aufgabe eines Journalisten, so Hans Leyendecker von der "Süddeutschen Zeitung" auf einer Podiumsdiskussion im Anschluss des Films "Die Nachrichten". So mancher Journalist bedient sich beim Hervorholen, wie im Film gezeigt, sehr fragwürdiger, ja krimineller Mittel – bis, ja bis er sich nach oben gehurt hat. Hat er es geschafft, darf auch mal die Moral zu Worte kommen. Abgesehen davon in den Redaktionskonferenzen man sich viel weniger aufgeregt, streitlustig und schlagfertig gibt als im Film dargestellt, wie ein Spiegelredakteur dem Publikum versichert, wenn auch vieles andere der Realität recht nahe kommen mag. Zumindest der Vorgang um eine mögliche IM-Verstrickung des erfolgreichen Nachrichtensprechers Jan Landers soll aus dem wirklichen Leben gegriffen sein, gefällig in Szene gesetzt von Jan Josef Liefers, quasseliger Tatortgerichtsmediziner aus Münster.

Die eingesetzten Schauspieler mögen bis in die Nebenrollen hinein mehr oder weniger professionell agieren. Allein der Film ist eines nicht: ein Medienereignis, aus dem sich substanzielle Kritik an deutscher Medienwirklichkeit herauslesen ließe. Substanz löst man nicht ein, wenn man aus dem Medienmilieu ein paar unappetitliche Geschichten, bisweilen rührselige Anekdotchen zur Darstellung bringt und das, wie sollte es anders sein, mit den unvermeidlichen Routiniers bundesdeutschen Filmgeschäfts, mit Schauspielern, die der Fernsehzuschauer, weil unentwegt um ihn herumkreisend, so liebgewonnen hat, dass er sie, wie Gegenstände seiner Wohnungseinrichtung, nicht mehr missen möchte. Als gehörten Schauspieler zur Familie. Auch Nebendarsteller haben eine wichtige Funktion; sie müssen, so ein Podiumsteilnehmer, die Hauptfigur gut zur Geltung bringen, auf dass diese als Abräumer funktioniert. Schließlich will man den Erfolg beim Zuschauer. Ob damit auch immer Qualität eingelöst werden kann, darf bezweifelt werden. Ganz abgesehen davon, dass professionelle Wahrhaftigkeit im Ausdruck nicht alles ist, wenn der Film dabei insgesamt über das Niveau eines Groschenromans nicht hinauskommt, dort, man will es kaum glauben, Menschen wahrhaftig in ihren Nöten und kleinen Freuden gezeigt werden, Wahrhaftigkeit zelebriert wird, wie man es aus dem wahren Leben natürlich kennt, ja vielleicht sogar in sich selbst wiedererkennt.

Was die Podiumsdiskussion nach dem Film betrifft, so war Hans Leyendecker noch der am wenigsten bräsige Langweiler, obwohl auch er, wie eben angedeutet, mit der einen und anderen Plattitüde aufwartete; als berge die Verborgeneheit einer Nachricht, an die Oberfläche geholt, schon etwas Wertvolles. Andere Wortbeiträge von ihm mögen substanzieller gemeint sein, vielleicht dass er die Nachrichtenproduktion als solche

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

problematisiert sehen möchte. Wer produziert da eigentlich was und warum, aus welcher Perspektive der Befindlichkeit heraus, in welchem gesellschaftlichen Kontext? Werden zum Beispiel bestimmte gesellschaftliche Interessen privilegiert bedient? Wenn ja, welche? Das alles hätte man aus seinen Sätzen herausdeuten können, um nicht zu sagen: er könnte es wenigstens gut gemeint haben. Doch warum lächelt er andauernd in der Runde herum, jeden an? Muss er im vorausseilenden Gehorsam unentwegt zeigen, dass er es gut mit allen und jedem meint? Ein Bussi-Bussi-Küsschen hier, ein Küsschen durch die Luft dort. So waren sie alle, auch die, die nicht unentwegt wie Leyendecker ihre Mundwinkel wie in einem Korsett nach oben gezogen hielten. Eine Runde ohne Hang zu wirklichen Konfliktpositionierungen.

Dieser Film aus der Welt der Nachrichten kommt daher im Gestus des Präntiösen. Das kommt v.a. zum Ausdruck in der Figur des Jan Landers, so wie er sich bewegt, eine Spur pomadig, als Weinkenner und Kunstliebhaber sich präsentiert, wie er spricht: nie verlegen um den einen oder andren flotten Spruch, verpackt in Melancholie mit zynischem Unterton, so dass Beziehungen immer substanzlos in der Schwebelage verharren. Um das alles zu verhellen, muss sich die Hauptfigur Landers – natürlich – verlieben, jemand da sein, der ihn in seiner ganzen Traurigkeit versteht, gleichwohl Gestus, Sprache, Bewegung unentwegt bedeuten, dass auf Substanz in Beziehungen gar nicht wirklich Wert gelegt wird. Derart suggeriert der Film medien(selbst)kritische Analyse – noch im Gewande von Moral und Aufklärung; er wirkt rührselig bemüht, kitschig. Kitsch, der sich um Ernsthaftigkeit bemüht, schon irgendwie absurd, produziert aber einen selbstgefälligen Zuschauer, dieser von seiner Selbstgefälligkeit nicht angekränkt sein muss, wenn das Schwimmen in Gefühlsseligkeiten alle Geschmacklosigkeiten zuleistet. Journalisten sind ausdrücklich einzuschließen in heiliger Symbiose mit dieser um sich greifenden Verblödung. Die Schreiberzunft, sie ist schon lange zum gefühlbornierten Teil einer heruntergekommenen Gesellschaft degeneriert. Gesellschaft mit ihrer Arbeit menschlich-moralisch stärken tun unsre Öffentlichkeitsarbeiter schon lange nicht mehr. Man kann darüber streiten, ob sie es denn jemals getan haben.

Die Probleme, wenn man für Öffentlichkeit substanzvoll etwas tun will, wir kennen das seit Stendhal, holen einen ein, wenn man sich dabei der perspektivisch-eindimensionalen Struktur des Groschenromans bedient, weil er den Blick scheut auf Verhältnisse, wie sie sind, er stattdessen mit Imaginationen arbeitet, mit Vorgestelltem aus einem sehr begrenzten Erfahrungshorizont, dadurch Verhältnisse verstellt werden. Leyendecker deutete es an: Journalisten werden vom Studium in die Redaktionsstuben gespült und laufen mit einem entsprechend eindimensionalen Lebensmodell herum, das sie eben allein nur diesen Redaktionsstuben entnehmen. Dies ihre Erfahrungswelt. Sie gucken nicht oder immer weniger über den Tellerrand. Jenseits dieses Tellerrands fühlen sie sich unsicher. Um Unsicherheiten zu verhellen, lässt man es immer und überall menschn. Schließlich gibt es Gefühle überall und immer. Da

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

muss man sich keine Sorgen machen, dass das keiner versteht. Menschen werden amorph bedient, mit Gefühlen, ohne Ecken und Kanten, die alles zudecken, vor allem Wirklichkeiten wie sie sind, unbequeme Perspektiven einen dann nicht mehr ankränkeln müssen. Und die Leute wollen es auch nicht, sich ankränkeln, verunsichern lassen, zunehmend um keinen Preis der Welt.

Realität derart gefühlsstilisiert auf die Leinwand projiziert, den Akzent auf Gefühlsproduktionen legend, heißt auch: der Film darf einen anspruchsvollen Konsumenten nicht loslassen. Er muss den Zuschauer, ähnlich wie Pornos das versuchen, in jeder Sekunde in Haft nehmen. Denn es ist mitnichten so, dass der verblödete Zuschauer, unentwegt um seinen Gefühlshaushalt besorgt, nicht unentwegt etwas zu meckern hätte. Da ist er nicht einfach zu befriedigen. Hat er sich dann mal abregen können, sind weitergehenden Fragen hinsichtlich der gesellschaftlichen Funktion unsres gefühlsstilisierenden Medienereignisses nur noch begrenzt vermittelbar. Er will sich den Genuss nicht noch im Nachhinein vermiesen lassen, dadurch er zukünftige Kinogenüsse womöglich belasten würde. Immerzu lässt man sich mit dem gleichen Dreck bedienen; immerzu fordert man den gleichen Dreck, mit dem man beworfen werden will. So wie ja auch so mancher nicht los kommt von gewissen Sexualpraktiken. Wie in der Natur muss immer alles so funktionieren wie es funktioniert. Naturwüchsig.

Auch Filmemacher reden von Funktionen nicht gern konfliktrichtig. Irgendwann glaubt jeder an den Dreck, den er Tag für Tag macht. Selbst Wim Wenders, im Fernsehen von Beckmann zu seinem neuen Film "Don't come knocking" befragt, will gar nicht mehr wissen, was seine Funktion ist. Wenders menschtelt nur noch familiensehnsüchtig vor sich hin. Natürlich, weil er früher keine richtige Familie hatte und sich deshalb immerzu danach sehnen muss. Um Gründe ist man nie verlegen. Doch wollen die meisten ausdrücklich nur noch Gefühligkeiten vor sich hinzelebrieren, isoliert von sozialen Sachverhalten. Derart wissen sie vielfach kaum, was und in welchem gesellschaftlichen Zusammenhang sie selbst gestellt sind und produzieren, was sie da eigentlich machen. In welche Interessen sie da eingespannt sind. Wie Interessen?! Ich bin doch nur ich! Ich und mein Gefühl. Was will man machen? Die Welt ist halt nun mal so wie sie ist. Mit oder ohne mein Gefühl. Ist sie das tatsächlich?, einfach so? Und dann wage ich in dieser stinklangweiligen Podiumsdiskussion doch einmal – mehr schlecht als recht – mit zwei Sätzen auf gesellschaftlich-funktionales Eingebundensein aufmerksam zu machen und bekomme unwidersprochen das übliche Popcornkinogewäsch zur Antwort: Ja, aber ein medienkritisches Ereignis wolle der Film doch gar nicht sein. Ja, dann ist ja alles in Ordnung. Als könne da oben auf dem Podium nicht einer auch nur ein Wässerchen trüben.

Nun, wenn der Film medienkritisch nicht sein will, bleibt kaum mehr etwas übrig, ein paar Geschichtchen aus dem sogenannten wahren Leben, kleine Sensationen, die üblichen Verdächtigen, wie man das von

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Dreigroschenheftchen erwartet. Natürlich wirken kleine Geschichtchen auf den Zuschauer um so nachhaltiger, je mehr die Schauspieler etwas von ihrem Handwerk verstehen. Mensch, der ist wie echt, dem wahren Leben abgeguckt. Ist das so, fragt man sich bisweilen beim Sehen, ob einen das froh stimmen kann. Tatsache ist, aus der Perspektive ausgegrenzter Menschen wirken die Figuren des Films unerträglich bräsig, selbstgefällig, präntiös. Und zwar vor dem Hintergrund einer Medienlandschaft, die sich in den letzten Jahren rotgrünen Regierens immer mehr zu einer neoliberalen Kampfgemeinschaft zur Beförderung von Ausgrenzung und Kälte entwickelt hat. Gerade Kampfgemeinschaften brauchen Menschliches. Ganz besonders im Krieg. So ganz ohne Menschlichkeit existiert niemand gern. Hin und wieder will man, dass Menschen um einen herum sind, die es gut meinen. Auch und gerade in der Öffentlichkeit muss es sie geben. Und wehe dem, der ausschert, auf Gemeinschaftsgefühle schießt. Ach Oskar, warum musstest du uns so enttäuschen? Man mag von ihm halten, was man will. Aber was er da gemacht, ist wie aus einem Film, der nicht gut funktioniert. Plötzlich waren soziale Sachverhalte im Spiel: eine Politik, die er nicht mehr vertreten wollte. Wie verantwortungslos, Überzeugungen ins Spiel zu bringen. Und überhaupt, den Vorsitz einer Partei wegzuwerfen wie ein dreckiges Hemd. Der gefühlsehtäuschte Bürger hat dem Oskar seinen Film bis heute nicht verziehen. Und Rudolf Scharping, selbst mal SPD-Vorsitzender, wird es niemals tun.

Gefühle verbinden, ob jung oder alt, arm oder reich. Ja, hatte nicht selbst unser Führer menschliche Züge, vor allem viel Gefühl, für sein Volk das eine und andre übrig? Arbeit und Autobahnen? Gemeinschaftserlebnisse? "Wenn das der Führer wüsste..." Der liebte seinen Schäferhund. Auch kleine Mädchen, streichelte sie gern, ließ sich von ihnen Blumen reichen. Das ist niedlich. Heute adoptiert man arme, kleine Mädchen aus Russland. Sie verdienen es, dass man sich um sie kümmert. Das muss auch mal gezeigt werden. Eine schöne Idee, weil so human. Es war auch menschlich, als der Deutsche Fußballbund sich gleich nach der Machtergreifung zum Propagandainstrument des Führers machte. Denn sind nicht immerzu wirkliche Menschen aus Fleisch und Blut am Werke?, mit Gefühlen wie du und ich? Auch damals, als Menschen ihren Arm zum Gruße hochreckten, aus Dankbarkeit, weil der Führer so warm ums Herz machte, diese Wärme es zu verstärken, in die Zukunft hinein zu verlängern galt. Solche Menschen waren doch nicht nur schlecht, vielmehr liebes- und leidenschaftsfähig. Schließlich haben wir Sep Herberger nach dem Krieg alle erlebt; ein schlechter Mensch war er nicht. Kann er vor dem Krieg so ganz anders gewesen sein?

Können Menschen, die zu berühren vermögen, Mieses im Sinn haben, miese Typen sein, auch wenn sie neoliberale Reformen unentwegt verteidigen und gebetsmühlenhaft begründen? So seht doch! Sie sind gar nicht so! Journalisten lassen in Fernsehsendungen Hartz IV-gefährdete Mamis aus Ossiland zu Wort kommen, darüber berichten, wie heldenhaft sie zwei- bis dreistündige Anfahrtswege zur Arbeit in den Westen in

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Kauf nehmen. Und scheuen nicht einmal davor zurück, wenn sie dabei ihre Kinder vernachlässigen. Denn sie wollen sich nicht schämen, um keinen Preis der Gesellschaft zur Last fallen müssen. Dann lieber nachhaltig verhaltensgestörten Nachwuchs produzieren. Frenetischer Beifall. Desto herzerreißender die Geschichten, die man vielleicht später einmal aus ihren schweren Schicksalen wird stricken können, zumal wenn trotzdem – gegen alle sozialen Widrigkeiten – aus ihnen was wird. Auch Leute wie Olaf Henkel finden so was schön, so dass einem doppelt warm ums Herz werden muss. So sind unsre Journalisten im Fernsehen. Alle lässt man zu Worte kommen, vom Unternehmer bis zum Arbeitslosen, selbst den Sozialschmarotzer. Man besitzt Sinn für den kleinen Mann. Auch im Film. Allen voran die Tussi vom “Spiegel”.

Der Film, er soll im Fernsehen zum Geburtstag der deutschen Einheit einem Millionenpublikum präsentiert werden. Reiner Zufall, der Termin, so ein Teilnehmer der Runde. Ach so. Wenigstens an diesem heiligen Tag wollen wir es auch mal harmonisch haben, daran erinnern, dass wir alle Menschen sind mit unsren kleinen Geschichtchen, unsren nur allzu menschlichen Eitelkeiten und seelischen Gebrechen, die das Leben natürlich schwer machen, oh je, die aber, weil wir sie doch alle haben, auch verbinden, wenn man darüber nur rührselig und traurig genug zu erzählen versteht. Im Windschatten dieser Gefühligkeiten lassen sich – in bewerkter Teile-und-herrsche-Manier – unterprivilegierte Menschen mitleidslos aufeinander hetzen, z.B. fleißige Arbeitnehmer gegen Hartz IV-Parasiten. Selber Schuld. Fakt ist doch: immer mehr kriegen ihren Arsch nicht hoch.

Die Tiefseetaucher

USA 2004,

Regie: Wes Anderson

Hamburg, 10.03.2005

"Bitte gehen sie auseinander. Es gibt hier wirklich nichts mehr zu sehen!" So beschwört Lt. Frank Drebin (Leslie Nielsen) eine sensationslüstern-neugierige Menge in der Klamauk-Komödie "Die nackte Kanone" (Regie: David Zucker), noch während ein flammendes Inferno einen ganzen Gebäudekomplex in Schutt und Asche legt, das er selbst heraufbeschworen hat durch seine linkische Art, Verbrecher zu jagen. Am Ende hat er Erfolg, – auch in der Liebe, an der er ein ganzes Footballstadion teilhaben lässt. Tatsächlich wollen auch wir es in Wirklichkeit so haben: Teilhabe anderer an unserem Erfolg und Glück. Natürlich, so überzogen und verrückt – wie im Film persifliert – ist es denn auch wieder nicht gemeint. Und genau das ist das Prinzip dieses Humors. Weil alles nicht so gemeint ist, tun sich kommunikative Räume auf, in denen Filmemacher und Zuschauer über sich selbst lachen können – über Dinge, die aus einer anderen Perspektive betrachtet überaus ernst sind. Obwohl – im Zweifel auch wieder nicht. Ja, was denn nun?

Ganz so aufdringlich wie in der "Nackten Kanone" ist die eher auf Kunstsinnigkeit getrimmte Machart des Films "Die Tiefseetaucher" nicht. Krachledernder Action-Humor ist seine Sache nur in Ausnahmefällen. Nur gibt es hier ohne diesen buchstäblich noch weniger als nichts zu sehen. Vielleicht weil eine ernste Seite, die jede Komödie braucht, will sie gut sein, nur mit sehr viel gutem Willem auszumachen ist? Der Titel deutet es schon selbstironisch an: auf Tiefe setzt der Film nicht, er ironisiert sie, und das nicht allein dadurch, dass sich die Figuren größtenteils gar nicht in der Tiefe des Wassers bewegen. Mehr noch als in "Lost in Translation" (auch dort spielt Bill Murray die Hauptrolle) hält ein Kaleidoskop absurder bis zynisch-scurriler, sich ungeschlechtlich vermehrender Dialoge die menschlichen Beziehungen in einem verfremdenden Schwebestadium von Beliebigkeiten dadurch, dass ernstere Gefühle immerzu, noch ehe sie sich entfalten, wieder zurückgenommen werden. Während der Humor der "Nackten Kanone" auch davon lebt, dass er nichts zurücknimmt, löst sich in diesem Film der Sinn eines fast jeden Satzes auf, noch während er abgespult wird. Man weiß von vorn herein: man darf alles nicht so ernst nehmen, vor allem nicht suchen nach einem Ernst auf der erdabgewandten Seite dieser Komödie. Die gibt es nämlich nicht. Auf diese Weise agieren Darsteller auf wunderbare Weise beziehungslos – in der Schwebel. Nur wirkt der Film – anders als in "Lost in Translation" – unfreiwillig komisch dort, wo er es vereinzelt doch ernster haben will, weil er – mag sein, aus einem Bedürfnis nach Menschlichkeit heraus – es sich denn doch nicht ganz verkneifen will, Substanzielleres in die Waagschale zu werfen. Das wirkt wie in einer Dressurvorführung, bei der das Pferd herumbockt. Nicht gut. Ja, aber genau so wollte es der Regisseur doch haben, sagen dann die, die den Film retten wollen, weil man so vielen berühmten und passionierten

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Schauspielern einfach keinen dialogischen Schwachsinn zutrauen möchte; z.B. Hauptdarsteller Bill Murray, Willem Dafoe, Jeff Goldblum, Cate Blanchett oder was sonst noch so alles im Film herumirrliehern mag.

Dabei gehört Unsinn-mit-Sinn-befüttern doch schon lange zum guten Ton. Nicht nur in der Politik ist es mittlerweile völlig egal geworden, was Politiker samt ihrem wissenschaftlichen Personal sagen. Nur ernst nehmen sollte man das Gesagte nicht, unbenommen der Tatsache, dass Politiker zuweilen auch unruhig reagieren, wenn man sie nicht ernst oder "zu unreflektiert" beim Wort nimmt. In der hinterletzten Falte seines Herzens will aber jeder ernst genommen werden, selbst Gerhard Schröder, der, bei aller Nervosität, die um ihn herum aufflackern mag, stets um eine ruhige Tonlage bemüht sein muss, damit der Politikladen nicht auseinander fällt. Dazu gehört: in regelmäßigen Abständen jedem mal widersprechen – auf blauen Dunst in alle mögliche Richtungen, also richtungs- und beziehungslos. Nun, Mediengeister mögen ihren Job gut und professionell gestalten. Allein immer mehr bedienen zunehmend einen zynischen Zeitgeist, der mittlerweile überall: in alle Poren unseres gesellschaftlichen Körpers Einlass gefunden hat und seinen Auflösungsprozess vorantreibt. Schlimm an diesem Zynismus ist vor allem, dass er es ablehnt, sich an etwas messen zu lassen. Woran wollte der Kanzler sich noch gleich messen lassen? Im Zweifel ist immer alles genau so gewollt wie produziert oder es fehlt Verständnis. Auch in diesem Film. Will man das nicht wahrhaben, fehlt halt der überzeugend-geistreiche Blick, die geistreiche Geste, die zuweilen Bemühungen um einen sprachgestützten Diskurs ersetzen muss. Angeblich der Preis, der für eine Medienöffentlichkeit zu zahlen ist, die von Film und Fernsehen dominiert ist.

Wie dem auch sei. Es ist enervierend, den Absurditäten dieses Films zwei Stunden lang aufmerksam zu folgen: wie immer nach der gleichen Methode Beziehungen – buchstäblich ohne Tiefgang, doch zuweilen recht vergnügt – ins Leere laufen, bzw. den Zuschauer vorhersehbar in die Irre führen. Haha, reingelegt. Das mag schon Sokrates an den Sophisten nicht begeistert haben: Menschen begegnen sich und reden miteinander, aber es ist immer anders gemeint als man denkt, bzw. die jeweiligen Sprecher und Hörer denken. Da wird, wie langweilig, das In-Erstaunen-Versetzen zum Programm stilisiert. Die Figuren packen den Zuschauer nicht bei seinem Bedürfnis, zu den Dingen des Lebens ein naiv-unbefangenes Verhältnis (zurück) zu gewinnen, wichtig für einen Wechsel der Perspektive im Verhältnis zu den sogenannten "scheißnormalen" Dingen des Immergleichen. Da verrät der Film vielleicht einmal mehr einen infantilen Zeitgeist à la Harald Schmidt ohne Gesellschaftsbegriff; will sagen: eine sophistisch-dumpfbackige Mentalität, die Gesellschaft anspruchslos in eins setzt mit der Summe all ihrer Individuen. Die stehen halt, auch in diesem Film, immer nur im Weg. Und es ist nur allzu putzig anzuschauen, haha, wie sie immerzu über die Füße der anderen oder ihre eigene Füße stolpern. Gut für

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Menschen, die ihre interaktiven Ansprüche gegen Null heruntergefahren haben, versteckt hinter einem exklusiven Interesse an kunstsinnigem Genuss. Ja, und den will der Film ggf. nur bedienen. Also kann er doch so schlecht nicht sein für Zuschauer, die für sich in Anspruch nehmen, etwas vom Kino zu verstehen.

Haus aus Sand und Nebel

OT:House of Sand and Fog, USA 2003

Regie: Vadim Perelman

Hamburg, 10.01.2005

Schon der Titel des Films "Haus aus Sand und Nebel" deutet Unheilschwangeres an. Menschliches entzieht sich urplötzlich menschlicher Verfügung. Wie kann das angehen? Gerade wurde Kathy (Jennifer Connelly) von ihrem Mann verlassen und lebt nun ganz allein in ihrem Haus. Traurig erwacht sie neben einem leeren Bett. Einem Familienangehörigen, der sie per Telefon gerade wach geklingelt hat, verheimlicht sie ihre Verzweiflung, obwohl sie gerade jetzt Trost und Beistand bitter nötig hätte. Allein das etwas verwahrloste, aber schön gelegene Haus mit Meeresblick, das sie gerade von ihrer Familie geerbt hat, und an dem sie überaus innig hängt, vermag die drohende Vereinsamung nur zu verschlimmern. Seelisch daniederliegend werden ihr die Verrichtungen des Alltags zur Last. Sie öffnet nicht einmal mehr ihre Briefe, darunter einen von der Finanzbehörde, der eine unbezahlte Steuerschuld anzeigt.

Kleine Ursache, große Wirkung – ihre Realitätsverweigerung führt zur Zwangsversteigerung des Hauses, eine Katastrophe, die sie zu einem Leben hysterisch-fahriger Interessenswahrung erweckt. Es nützt aber alles nichts. Das Haus besitzt nun, rechtlich einwandfrei, ein anderer, ein iranischer Familienvater (Ben Kingsley), der auf Frau und Sohn den Daumen hält. Als ehemaliger Geheimdienstler des Schahs, allerdings mit "nur" administrativen Funktionen, sucht er in Amerika mit seiner Familie Schutz vor den Ayatollahs. Für ihn ist das Haus weiter nichts als eine willkommene Gelegenheit zur finanziellen Sanierung seiner in der Fremde verarmten Familie.

Der Film konstruiert eine Konfliktkonstellation zwischen amerikanischer und muslimischer Kultur auf eine Weise, die den Fundamentalisten beider Kulturen nicht richtig schmecken dürfte. Auf der einen Seite ein iranischer Familienvater, der für seine Familie alles macht, der zwar den amerikanischen Way of Life verachtet, aber dessen Möglichkeiten des schnellen Geldes nutzt zur Stärkung seiner Familie, wenn auch in dem Bewusstsein, dass vieles dabei den Segen Allahs nicht unbedingt finden würde. Seiner Frau, die Einwände formuliert, verbietet er jede Einmischung in sein undurchsichtiges Geschäftsgebaren. Er mache alles für die Familie. Basta.

Auf der anderen Seite stehen Kathy und die amerikanische Lebenskultur. Sie realisiert zu spät, dass eine Familie eine Funktion haben kann, dazu da, den Einzelnen in der Not zu helfen. Stattdessen freundet sie sich, aus einer Stimmung der Verzweiflung heraus, mit einem Polizisten an, den sie bei der Zwangsräumung ihres Hauses kennen gelernt hat. Der will eine Stütze sein in ihrem Kampf um das Haus. Er schreckt dabei vor illegalen Methoden wie Amtsmissbrauch und Nötigung nicht zurück und bezeugt damit, als Vertreter der Exekutive, einen Zynismus gegenüber

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

dem geschriebenen Recht, den wir beim muslimischen Familienvater nicht antreffen. Im Gegenteil, dieser weiß sich stets kontrolliert im Rahmen des Rechts zu bewegen, das mit Gerechtigkeit, so mag der Film andeuten, nicht immer etwas zu tun haben muss.

Anders als der Iraner sind Kathy und ihr Polizist in ihrer einfältigen Art nicht in der Lage zu reflektieren, dass es eine notwendige Spannung, resp. Differenz zwischen Recht und Gerechtigkeit gibt. Sie handeln in ihrem Kampf um Gerechtigkeit geradewegs so, wie Gefühle es ihnen zuflüstern. Sie spielen Gerechtigkeit und Recht gegeneinander aus. Sie schnitzen sich, wie es sich für Amerikaner gehört, ihr eigenes Recht entsprechend einer individuellen Vorstellung von Mitmenschlichkeit und verkennen, dass geschriebenes Recht vor allem notwendig ist für interaktive Berechenbarkeit in Massengesellschaften. Und so meint es der Polizist zwar gut, wenn er helfen will, macht die Katastrophe aber erst durch einfältigen Aktionismus ganz und gar unvermeidlich.

Das Ende des Films ist allzu kitschig geraten. Der muslimische Familienvater erkennt schließlich das Unrecht, gibt es doch selbst in seiner Religion Spuren humaner Gesinnung, die ihn auf den rechten Pfad der Tugend leiten. Zur Vermeidung zukünftiger Irrtümer dürfen Familienangelegenheiten fortan in seiner Familie diskutiert werden. Kathy hat auch dazu gelernt. Seelisch zermürbt vom Kampf um ihr Heim und von so viel Unglück, das dieser Kampf verschuldet hat, spricht sie am Ende mit gebrochener Stimme in die Kamera: Dieses Haus ist nun nicht mehr mein Haus.

Vielleicht sind Menschen ohne Kitsch immer weniger ansprechbar, so dass Filmemacher glauben, darauf nicht verzichten zu können. Sie sind fixiert auf alte Götter, allergisch auf soziale Tatsachen, wenn sie einfach nur nackt dahin gestellt werden. Da braucht es schon mal Nebel, der auf das Land, zwischen Baumwipfeln, sich absenkt oder eine am Horizont entschwindende Sonne, die Wolken in blutrotes Licht taucht oder eine im Hintergrund wabernde Musik, die Dramaturgisches süßlich, zuweilen auch unheilswanger trägt. Daneben kann man dem Film politische Korrektheit nicht absprechen, die ihn zumindest positiv abhebt von Filmen wie "Gladiator" oder "Alexander", ein Großer, der schwul war. Halleluja. Dort gehen visuelle und musikalische Symbolik eine fragwürdige Symbiose ein mit Orgien von Gewalt, Blut und Menschenschlächtereien, natürlich begleitet von Helden, die leiden wie Jesus, dafür umso größere, in Unmengen von Blut getunkte Taten vollbringen, zum Beispiel, im Falle von Alexander, zur Herstellung eines harmonischen Zusammengehens zwischen Morgen- und Abendland, was wir heute ja nötiger denn je brauchen – will sagen: große Männer braucht die heutige Welt ganz dringend, so wie sie schon damals die Geschichte besaß. Auch die hatten große Gefühle, waren wirkliche Männer aus Fleisch und Blut, im Grunde wie wir, und, oh Fortschritt, sie lebten ganz unbefangen mit ihrer homoerotischen Veranlagung. Und das war auch damals schon gut so.

Krieg der Welten

USA 2005

Regie: Steven Spielberg

Hamburg, 27.06.2005

Frauen müssen nicht schlecht aussehen, wenn sie schwanger sind. Im Gegenteil, sie sehen sogar richtig gut aus, wenn man es versteht, sie ins rechte Licht zu setzen. Wer wollte bestreiten, dass Spielberg dazu handwerklich in der Lage ist. Auch seine einfach gestrickten Geschichten können durchaus von Vorteil sein, wenn sie nur nicht zu oft mit einem einfältigen Gemüt schwanger gingen, das man dem Regisseur in seinem neuen Film einmal mehr bescheinigen kann. Denn er besticht durch eine Vielzahl vielleicht gut gemeinter, aber eben doch unerträglichen Fragwürdigkeiten. Es fängt harmlos an. Schwangeres Frauchen Mary (Mirinda Otto) liefert zusammen mit ihrem neuen Freund ihre beiden Kinder bei Exmann Ray (Tom Cruise) ab, der sichtbar unter der Trennung leidet, und der sich wahrlich schwer tut mit pubertierendem Sohn Robbie (Justin Chatwin). Töchterchen Rachel (Dakota Fanning) ist zum Glück pflegeleichter. Sie sagt ihrem Vater auch schon mal, mit welchem Verhalten er beim Sohnmann nicht landet.

Es ist immer das gleiche: Konflikte werden natürlich nicht ausgespart. Sie sind das Salz in einem Meer tränennasser Rührseligkeiten, die das ultimativ Böse begleiten, außerirdische Eindringlinge, die im Laufe des Films Blutbäder noch und noch anrichten, Schutt und Asche zurücklassen wohin man auch sieht. Doch sind amerikanische Familienwerte zum Glück nicht tot zu kriegen. Sie richten die geschundene Existenz immer wieder auf, lassen sie am Ende gestählt aus allen Grausamkeiten hervorgehen. Ja, die Klaviatur gefühligen Kitsches beherrscht Spielberg wie kein anderer. Im Epilog kann Vater Ray sein schwangeres Exfrauchen in die Arme schließen, die nunmehr erkennen muss, wie sehr sie sich doch in ihm getäuscht hatte, als sie ihn verließ, hat er doch beide Kinder selbstlos durch das ganz und gar Böse hindurch geführt, wie es sich für einen gesunden Familieninstinkt gehört.

Das Böse kommt, von Blitzsignalen angelockt, in Form dreibeiniger Kriegsmaschinen tief aus der guten amerikanischen Erde nach oben gekrochen, dort sie sich hinterlistig, wer weiß wie lange schon, eingeschlichen hatten, um urplötzlich rechtschaffene Amerikaner zu terminieren, ihnen sogar das Blut aus den Körpern zu lutschen. Das wird ihnen nicht gut bekommen. Lauern doch Krankheiten überall. Sind die Indios denn nicht auch an der Grippe zugrunde gegangen, die ihnen die weißen Eroberer aus Europa eingeschleppt hatten. Diesmal allerdings müssen die Invasoren dran glauben. Kein schlechter Einfall, diese Variante einer Blut- und Bodenideologie aus dem Fundus braunen Geistes.

Vater Ray flieht mit seinen Kindern und wehrt sich nach Kräften. Natürlich ist das amerikanische Militär zur Stelle und präsentiert sich wie üblich im Gestus des Humanen. Es kämpft auf verlorenem Posten, aber

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

es gibt nicht auf. Und siehe da: wo die Gefahr am größten, wächst das Rettende auch (Hölderlin). Am Ende hilft Mutter Natur: Nach einem Schlachtfest sondergleichen stellt sich heraus, dass die Außerirdischen in der Fremde zugrunde gehen müssen, während die Amerikaner durch Kampf gestählt überleben, wenn auch erst nach großen Verlusten.

Zwischendurch werden immer mal wieder kleine Geschmacklosigkeiten einfühlsam in die Handlung eingestreut. Zum Beispiel wenn Papa Ray seiner kleinen Tochter die Augen verbindet, sie bittet, ein Gutenachtlied zu singen. Dann geht er hin und liquidiert schweren Herzens einen Mann, weil er mit seinem hysterisch unberechenbaren Verhalten immer wieder böse Kriegsmaschinen anlockt. Was soll man machen; das Böse ist immer und überall, auch im guten Familienvater, der es zum Wohl seiner Familie auszuleben versteht, um dann aber auf der Stelle wieder gut zu sein.

In einer andren Sequenz kann Ray seinen auf Opposition gepolten Sohn nicht davon abhalten, sich todesmutig dem Militär anzuschließen. Schweren Herzens lässt er ihn ziehen. Er überlebt und kann seinen Vater in die Arme schließen. Diesmal auf gleicher Augenhöhe, zwar tränennass aber erwachsen geworden. Durch was? Na, durch Kampf, wodurch sonst? Immerhin, auch Männer dürfen weinen. Auch Soldaten müssen Gefühle rauslassen dürfen. Sie machen es, Spielberg sei Dank, immer öfter. Denn sind nicht auch sie Menschen? Und dass sie es sind, das ist doch gut so.

Mathilde – eine große Liebe

Frankreich 2004

Regie: Jean-Pierre Jeunet

Hamburg, 25.01.2005

Am schönsten ist eine Liebe, die man nicht begreift, weil so groß, in der alles möglich, auch das Unmögliche. Man kann es auch umgekehrt formulieren: alles, was man begreift, ist nicht groß. Unantastbar wie Jesus, dem menschlichen Leben ganz nah und doch so unerreichbar fern, steht große Liebe über allem, ein Maßstab, an dem wirkliches Leben sich messen will, auch das des gefühlsbedürftigen Kinobesuchers, der nach Kurzweiligkeit über Gefühlskonsum dürstet. Also ist Liebe so konstruiert und dargestellt, wie es das normale Leben gerade nicht schreibt. Andernfalls wäre sie herabgewürdigt auf Alltägliches, mit dem auseinander zu setzen den Normalbürger überfordert. Was er nicht will, will er nicht. Er will eine göttliche Liebe, in der menschliche Sachverhalte der Verständigung auf kleinste gemeinsame, wenn auch meist recht fragile Nenner gebracht werden können – so allgemein, dass sich in diesen ein jeder wiederfinden kann, mag er Kleinkind oder Greis, Chinese oder Europäer sein. Ein jeder nehme sich, was er will und gerade braucht. Nur verlangen sollte man nichts, vor allem nicht denken und schon gar nichts begreifen. Das käme einem Sakrileg vor der Größe als solche gleich. Zu begreifen ist da nichts, so wenig wie die unermessliche Liebe von Jesus, der bekanntlich vor lauter Liebe zu den Menschen am Kreuze starb. Das zu begreifen wäre Ausdruck von Sünde, so Sören Kierkegaard (*1813, †1855), denn Großes: die Liebe Gottes trägt ein jeder in seinem Herzen verborgen, Maßstab für alles Menschliche, was ein Konkretum und damit Greifbares voraussetzt, und gleichwohl ganz und gar unbegreiflich sein soll. Genauso, nämlich unbegreiflich, wollte der Philosoph Kierkegaard in Opposition zum heidnischen Christentum seiner Zeit wahrhaftiges Christentum verstanden wissen:

»Gesetzt den Fall, all die vielen Pfarrer hier und im Ausland, die Predigten halten, ... sind gläubige Christen, wie ist es dann zu erklären, dass man niemals jenes Gebet hört oder liest, das vor allem in unseren Zeiten so nahe liegend wäre: "Gott im Himmel, ich danke dir, dass du von keinem Menschen verlangt hast, er solle das Christentum begreifen; denn würde das verlangt, dann wäre ich der Erbärmlichste von allem ... Deshalb danke ich dir, dass du allein den Glauben verlangst"« ("Krankheit zum Tode", Kopenhagen 1849). Ob Kierkegaard damals schon ahnen konnte, dass diese seine Philosophie auf den Punkt bringt, was heute vornehmlich politische und soziale Praxis der herrschenden Eliten ist? Wegschauen, ignorieren, sich dumm stellen, heucheln und nicht zuletzt, wenn Gefahr im Verzug, mit goldenem Handschlag sich verpissen dürfen.

Ja, und wäre es nicht ähnlich erbärmlich, "Mathilde – eine große Liebe" begreifen zu wollen? Das möge das Schicksal verhüten. Entsprechend ist der Plot des Films um die Hauptdarstellerin Audrey Tautou herum gestrickt. Wir kennen sie und ihren Regisseur Jean Pierre Jeunet aus dem

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

viel beachteten, mit Preisen überhäuftem Film "Die fabelhafte Welt der Amelie", in dem es auch um große Liebe geht, wenn auch mehr im Sinne von innerer Kraft: Liebeskraft, das heißt, eine Liebe, die im Verlauf der Filmhandlung erst noch gestemmt wird. Eine solche geheimnisumwitterte Kraft, ebenso schön, so unwiderstehlich, mit der unsere herzensgute Amelie ausgestattet, ist so wundervoll alles Leben transzendierend, dass es nur eines kleinen Anstoßes ihres knochenkranken philanthropischen Nachbarn bedarf, damit am Ende zusammenwächst, was zusammengehört – auf so fabelhafte Weise wie es sich für ein Märchen gehört, süß und schön, für Kinder geeignet, denn selig sind Erwachsene, die sind wie Kinder.

Ein Märchen für die ganze Familie, allerdings eines ohne den bösen Wolf. Denn das wäre für einen sich ausbreitenden infantilen Zeitgeist zu arg. Gar so viel möchte man dem Zuschauer nicht zumuten. Das Böse, es kommt vor als etwas, über das man sich ruhig kringelig lachen darf, eine Art kindgerechter Zynismus, der Böses beschwörend aushebelt, zum Beispiel einen bössartigen Gemüsehändler, bei dem Amelie einkauft, der zu seinem etwas debilen Angestellten ganz und gar nicht nett ist, und der zur Strafe heimgesucht wird von geheimnisvollen Streichen, die Amelie in seiner Wohnung ausstreut, um diesen bösen Menschen auf den Pfad der Tugend zu befördern. Denn in ihr steckt nicht nur die Kraft der Liebe, sondern auch eine gute Fee, die über dem Glück von Menschen wacht, es in ihnen nicht nur erweckt, sondern auch gewährt. In einer solchen fabelhaften Märchenwelt ohne fressenden Wolf hat alles seinen fest angestammten Platz. Auch der Kneipennarr, der seine Liebe verfehlt, weil er nicht richtig tickt. So was kommt halt vor. Doch ist alles auch irgendwie gut so wie es ist. Sogar der Bettler, der am Bahnhof den schmutzigen Pappbecher hinhält, gehört zur glücklichen Familie, denn der macht auch nur seinen Job. Sonntag ist sein freier Tag, an dem auch bei ihm die Arbeit ruhen muss und wohlthätige Gaben daher mit einem Diener abgewiesen werden. Der Bettler, er gehört zum Stadtbild. Man möchte ihn einfach nicht missen. Wenn es Armut nicht gäbe, man müsste sie erfinden. Wie sagte Jesus gleich noch? Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher ins Reich Gottes komme (Matthäus 19, 24).

Von allen guten Geistern verlassen ist auch Mathilde nicht, – nicht weniger geeignet zur Befriedung eines infantilen Gemüts, ein Märchen, diesmal ergänzt um einen wirklich bösen Wolf, der hier in Erscheinung tritt als grausamer menschenfressender Erster Weltkrieg, der auch ihre große Liebe verschlungen, einen kaum erwachsenen Jungen einfach so weggefressen hat. Doch glaubt die gutherzige Mathilde mit ihren schwarz-dunklen Unschuldsgaugen (die immer ein wenig in die Welt hinein gucken wie 'ne Kuh beim Donnern) nicht an einen biologischen Verdauungsvorgang, zum warmherzigen Entsetzen ihrer Umgebung, die an unmögliche Wunder nicht glauben möchte. Fast wollte man meinen, der Krieg habe mit der Mentalität der Menschen seiner Zeit so gar nichts zu tun. Und so glaubt Mathilde auch fest daran, dass der Krieg ihre Liebe

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

wieder ausspuckt. Und siehe da, oh Wunder, alles ist möglich wie im wirklichen Leben man es nur selten erlebt: er spuckt sie tatsächlich wieder aus. Und alle lernen sie dazu. Ja, so sagte schon Jesus: für denjenigen, der nur fest ist im Glauben an mich, für den wird noch das Unmögliche möglich. Dann verliert noch jeder Krieg all seine böartige Kraft. Ein böser Teufel, der nur besiegt werden kann durch Liebe. Dabei hilft eiserner Wille, Geduld, Spucke, regelmäßig vor sich hin beten oder, wie die brave Mathilde manchmal im Stillen zelebriert, kleine Wetten vor sich himurmeln.

Da, wo vom Krieg die Rede ist, erweckt der Film den Eindruck, als müsse er Abbitte leisten für so viel grauenhafte Kriegswirklichkeit. Nun, der Überbringer schlechter Nachrichten muss heute nicht mehr hingerichtet werden, wenn er sie zynisch neutralisiert, – zum Beispiel grausame gesellschaftliche Wirklichkeit verniedlichend durch die eine oder andere Slapstickeinlage zur Darstellung bringt, zuweilen im Zeichentrickformat, ein infantiler Zynismus, der in den Medien immer mehr zum guten Ton gehört. So nähert sich eine Granate im Großformat und Zeitlupe einem Soldaten, um ihn, so der Film wörtlich, zu pulverisieren. Oder es wird ein hundsgemeiner Offizier gezeigt, noch gemeiner als der Gemüsehändler im Film "Amelie", der aber immer noch zum Schmunzeln ist. Vor allem ist putzig, wie er ein Gnadenerlass eines zum Tode Verurteilten einfach nicht bearbeitet, ein lebenswichtiges Dokument einfach in sein Badewasser fallen lässt, um seinen Inhalt unleserlich zu machen. Dieser eklig fette Bösewicht bekommt diesmal für seine Unmenschlichkeit nicht mehr einfach nur die Streiche einer guten Fee verabreicht, sondern muss – ganz schlimm, aber nicht weniger putzig – die skurrile Rache einer trauernden, als Hure und Vamp verkleideten Witwe über sich ergehen lassen: eine in Kerzenlicht und rötlich schimmernde Nuttenatmosphäre getauchte Hinrichtung. Mord als Kunstgenuss. Und wenn die Mörderin dafür guillotiniert wird, ja dann darf das Herz schon mal mitweinen. Schließlich haben Zyniker auch ihre menschlichen Seiten. Schade, manchmal doch nicht so putzig, so gar nichts für Kinder, der Film. Die werden diesmal wohl leider draußen bleiben müssen.

Sophie Scholl – Die letzten Tage

BRD 2004,

Regie: Marc Rothemund, **Drehbuch:** Fred Breinersdorfer

Hamburg, 20.02.2005

Die moralische Praxis des gesellschaftlichen Ausnahmezustandes nationalsozialistischer Herrschaft, der die menschliche Kommunikation zwingt in die Innerlichkeit des einsamen Subjekts, konstituiert keine interaktiven Strukturen, der reinen Innerlichkeit abgewandt, die wesentlich sind für Interaktionsteilnehmer, die heute – ob zu Recht, sei erst einmal dahingestellt – für sich in Anspruch nehmen, in einer demokratisch verfassten Gesellschaft zu leben, zumindest in keiner Gesellschaft des Ausnahmezustandes. Von dort her mutet es naiv an, wenn Marc Rothemund in seinem Film "Sophie Scholl" zu Widerstand gegen gesellschaftliche Mißstände wie Mobbing am Arbeitsplatz, Rassismus, Diktaturen und Kriege in der Welt anregen möchte. Oh Marc, hättest du doch bloß geschwiegen. Er vergisst, dass Moral, will sie politisch relevant sein, nicht an sozialen Strukturen ansetzen kann, die die Bezeichnung "Gesellschaft" nicht mehr verdienen. Anders formuliert: eine moralische Praxis aus der NS-Zeit ist ganz und gar nicht übertragbar in eine Zeit, in der das Kind des gesellschaftlichen Zusammenhangs noch nicht versackt ist im dunklen Loch eines Brunnens, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt, die im Rahmen "normaler Gesellschaftlichkeit" gleichwohl gehalten ist, eine ihr angemessene Moral sich zu erarbeiten, nicht zuletzt auch, um sich kommunikativ gegen monströse Entwicklungen zu immunisieren, aus denen es kein Entrinnen mehr gibt; d.i. eine Moral, die beim Einzelnen möglicherweise auch Mut erfordert, wenn auch keinen, der sich spektakulär auf ein Piedestal stellen ließe, neben dem der heutige Bürger ganz klein sich vorkommen muss. Dass es in unserer Welt immer mehr unmenschliche Mißstände: alle mögliche Formen von Ausgrenzung gibt, ist nur Symptom dafür, dass eine gesellschaftlich wirksame Moral interaktiv nicht erarbeitet worden ist, bzw. als interaktive Fähigkeiten nicht zureichend, oh Pisa, ausgebildet, geschweige denn verankert ist. Polemisch auf den Punkt formuliert: eine Gesellschaft, die Helden immer nötiger hat, tummelt sich womöglich noch ganz frohgemut herum am Rande eines dunklen Lochs, aus dem es, einmal hineingefallen, irreversibel keinen Weg zurück mehr gibt.

Es ist nicht einfach, auf solche, eher verunsichernden Fragen schlüssige Konzepte zu entwickeln, zumal das nicht im Elfenbeinturm, sondern nur im Rahmen eines gesellschaftlichen Diskurses geschehen kann, der einen zu elementarer Bedürftigkeit entwickelten Willen zur Kommunikation bei Interaktionsteilnehmern voraussetzt, ohne sich in aufgeblasener Gefallsucht zu erschöpfen. Und trotzdem, der Film "Sophie Scholl", Mitglied der Widerstandsgruppe "Weiße Rose", brillant gespielt von Julia Jentsch, versucht sich vielleicht doch ein wenig an solchen Fragen auf eine Weise, wie es den Filmemachern gar nicht bewusst sein muss. Die mögen viel schwätzen, unentwegt mittelmäßige bis schlechte Filme schön reden und sich von eigenen, auch bemerkenswerten Erfolgen um

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

ihren Verstand bringen lassen. Das ist normal, denn moralisch zu fragen ist nicht Sache allein der Kunstschaffenden, sondern eine solche der Auseinandersetzung im Kontext profanen Lebens ohne professionelles Verhältnis zu den künstlerischen Produktionen, das ohne professionellen Hintergrund viel weniger vom betriebswirtschaftlichen Interesse fremdgesteuert sein dürfte.

Der Film bildet die letzten Tage vor der Hinrichtung von Sophie Scholl ab aus der eingeschränkten Perspektive ihres Verhörs, durchgeführt von Robert Mohr, einem in die Jahre gekommenen, erfahrenen Gestapo-Verhörspezialisten, kongenial ins Bild gesetzt von Alexander Held. Schwierig für einen Film, diese Tage lebensnah wiederzubeleben, ohne dass falsche, moralinsaure Töne durchschimmern. Das ist wichtig, öffnen sich doch nur so authentische Erlebnisräume, dadurch Moral selbst erst sich lebensnah entwickelt als Bedingung zur Konstituierung sozialer Beziehungen ohne den Hang zur Ausgrenzung. Im Kontext einer exklusiv-verlogenen Moral gedeihen solche Bedürfnisse nicht. Verlogenheit blockiert leidenschaftliche Orientierung. Dann entwickeln sich keine inklusiv-interaktiven Kristallisationskerne einer nach außen gerichteten menschlichen Orientierung, die wachsen und wirken. Doch was erzeugt wie und wodurch authentisch und lebensnah Sinn für eine soziale Bedürftigkeit, die ein- und nicht ausgrenzt?

Vielleicht belebt der Film Sinn für eine im sozialen Engagement wurzelnde Moral, weil er die Geschichte einer ganz und gar anderen, gar nicht mehr wirklichen Zeit erzählt, die um so unwirklicher wirkt, als sie noch gar nicht so lange zurück liegt. Damit steht "Sophie Scholl" in einer Reihe von deutschen Filmen über die NS-Zeit, die in den letzten Wochen und Monaten in die Kinos kamen, wie zum Beispiel "Der Untergang" oder "Der neunte Tag". Was überrascht: er setzt sich von diesen Filmen positiv ab. Um das zu illustrieren, sei die folgende Argumentation darauf konzentriert, positiv zu formulieren, wie er sein Thema umsetzt, ohne an dieser Stelle den Nachweis bei konkurrierenden Filmen im Detail führen zu können, dass diese möglicherweise, wie zum Beispiel im Falle von "Napola", eine lebensnahe Darstellung moralischer Praxis substantiell nicht zustande bringen und zwar in dem Sinne, dass sie den gesellschaftlichen Kontext nicht verspüren lassen, der Täter und Opfer in einen Interaktionszusammenhang stellt, eben weil es diesen Zusammenhang in einer Zeit total entmenschlichter Verhältnisse tatsächlich nicht mehr gibt, und wenn doch, aus großer Distanz betrachtet, man es vor allem von den Opfern auch heute unmöglich erwarten kann, dass sie sich noch in Spurenelementen mit einem solchen Zusammenhang gemein machen. Der Film "Sophie Scholl" will einen solchen Zusammenhang nicht aussparen. Doch wie schafft er das? Es darf ja nicht einfach damit getan sein, dass man einen solchen postuliert.

Zunächst einmal agiert er, wie andere Filme auch, zurückhaltend und unverkrampft in seinen Bildern und Dialogen, ohne dass es aussieht, als stilisiere er das zum Programm. Er tut's einfach. Sodann kleidet er das, was er erzählen will, ohne viel Aufwand nicht nur, aber

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

schwerpunktmäßig in ein Kammerspiel der leiseren Töne, die nur selten in martialischem Gebrüll ausarten, wie man das von den Verhörmethoden der Nazis erwartet. Dann geht er mit NS-Symbolen sparsam um, deren unentwegte Präsenz mehr verdecken würde als erhellen. Das alles, zusammen mit noch zu erwähnenden inhaltlichen Aspekten, entfesselt beim Zusehen das Mitfühlen durchgehend, kaum unterbrochen von dramaturgischen und visuellen Unstimmigkeiten, die das Mitfühlen des Zuschauer unentwegt auf die Probe stellen würden, er sich dann genötigt sähe, Mitgefühl immerzu wieder aufzubauen, weil es die Brisanz des NS-Themas gebietet. Kurz: das, was die Figuren erzählen, zeichnen sie, streckenweise bis zur Brillanz, genau.

Aber erst inhaltliche Gesichtspunkte machen den Film wirklich eindrucksvoll, denn er scheut nicht davor zurück, Menschliches bei Gestapo-Mann Mohr sichtbar werden zu lassen. Es scheint, dass der Täter sich der inneren Logik seines Opfers nicht entziehen kann und am Ende auch nicht mehr will, ja, er sichtbar darunter leidet, dass er für sein Opfer am Ende nichts tun kann, es der Hinrichtung ausliefern muss, nicht zuletzt weil es, nachdem nachweislich überführt, keine Reue zeigt: alle dargebotenen "goldenen Brücken in die Freiheit" zurückweist. Ganz wichtig ist in diesem Zusammenhang die Darstellung von Sophies Glauben an Gott, der eine erhebliche, am Ende ganz und gar dominierende Präsenz entfaltet, wobei gerade hier das Kriterium einer erlebnisnahen Umsetzung den Unterschied zu anderen Filmen deutlich werden lässt, insbesondere zu solchen Filmen, bei denen der Glaube eine größere Rolle spielt wie zum Beispiel im Film "Der neunte Tag" von Volker Schlöndorff. Bis zuletzt findet Sophie, zur absoluten Vereinzelung verurteilt, Trost im Glauben zu Gott, der ihr als imaginärer Gesprächspartner Kraft und Konzentration gibt in den Verhören. Das Religiöse bindet der Film aber nicht aufdringlich in das Geschehen ein, denn er macht Religiöses als Produkt unmittelbaren Erlebens sichtbar und glaubwürdig. Es ist insbesondere der Schauspielerin zu danken, dass Religiöses ohne die üblichen Manierismen zur Darstellung gelangt. Und das ist weiß Gott nicht selbstverständlich. Nur selten kommt Volker Schlöndorffs Film "Der neunte Tag" ohne das religiös-professionelle Getue "von oben herab" aus, wie man es von geistlichen Würdenträgern gar nicht anders erwartet. Dort stehen sich ein inhaftierter Kirchenvertreter und ein SS-Mann mit ganz und gar gegensätzlichen, aber jeweils religiös fundierten Weltanschauungen gegenüber. In der Auseinandersetzung mag der Kirchenmann sich sagen: er, als Mann wirklichen Glaubens, weiß, wozu Kirche und Glaube da sind, ja, warum Menschen den Glauben brauchen. Dass er als KZ-Inhaftierter oft genug am Glauben verzweifelt, ist mit einer exklusiven Haltung kompatibel, die dem SS-Mann konsequent die Auseinandersetzung um religiöse Fragen ausdrücklich verweigert, weil er sich auf der Seite des Rechts fühlt, wozu Glaube anleiten und Stärke verleihen mag, gleichwohl in einem Unterton, als wolle er sagen: mit einer Gesellschaft seines monströsen SS-Schergen im Nadelstreifenanzug, der seine Unmenschlichkeit hinter biblischen Zitaten noch nicht einmal verstecken will, habe er nichts gemein. Am

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Ende verkneift es sich Volker Schlöndorff – oh Kunststück – nicht, am Verhalten des SS-Mannes nachzuweisen, wie Recht doch der Kirchenmann hat, denn es stellt sich natürlich heraus, und der Zuschauer ahnt es den ganzen Film über, dass Menschliches beim SS-Mann nur aufgesetzt, nur Mittel ist für seine teuflischen Zwecke einer strategischen Einbeziehung kirchlicher Macht in ein Konzept nationalsozialistischer Machtausübung. Ein leeres Blatt Papier wird am Ende zum Siegesymbol stilisiert für einen Glauben, der sich neun Tage lang nicht in Versuchung führen ließ.

Zu betonen, dass sie im Recht, hat Sophie nicht nötig. Denn sie ist vom Glauben auf gänzlich andere Weise belebt, wie man es in kirchlichen Institutionen nicht antrifft: sie weiß sich ohne die Spur eines inneren Rechtfertigungszwangs im Recht – derart selbstbewusst, fest und ohne jeden Zweifel im Glauben, dass sie noch wenige Minuten vor ihrer Hinrichtung durch einen flüchtigen Blickkontakt und eine kurze Bemerkung zu ihrem Gestapo-Gegenspieler an Menschlichkeit appellieren möchte, dadurch sie, wenn auch für ihre Umgebung nicht nachvollziehbar, so etwas wie Hoffnung hinausscheinen lässt in eine Welt, die ihr gleich das Leben nehmen wird, mit Blick der Sonne entgegen, als müsse sie sich auch noch von dieser schnell verabschieden. Das alles ohne falsche Rührseligkeit. Vor allem versetzt in Erstaunen, dass Sophie auf ihrem Weg zur Hinrichtung nicht einmal den Anschein erweckt, als opfere sie sich auf für die Welt. Vielmehr erweckt sie den Anschein, als gehe sie den Weg allein um ihrer selbst willen, für ihren inneren Frieden, als wolle sie noch andere, selbst ihren menschenverachtenden Feind, Gestapomann Mohr, an diesem Frieden teilhaben lassen, als sei sie sich noch im Augenblick ihrer Hinrichtung gewiss, dass es nur eine Welt gibt, von der ein abgetrennter Teil sie nicht sein will.

Vitus

Schweiz 2006

Regie: Fredi M. Murer

Hamburg, 12.11.2006

Perle der Kultur

“Bruno Ganz – wundersam einfühlsam”, so das Tagblatt der Stadt Zürich. Unser Opi ist eben doch und immer wieder der Beste. Er weiß, wie man mit Wunderkind Vitus umgehen muss (Fabrizio Borsani als sechsjähriges Kind, Teo Gheorghiu als zwölfjähriger Junge). Mami (Julika Jenkins) und Papi (Urs Jucker) sind dafür zu dumm. Wie die Welt um sie herum, die immer nur vordergründig auf den Erfolg schießt, um reich und schön zu werden. Als gäbe es keine inneren Werte. Im Menschen steckt so viel mehr. Die Liebe des Zwölfjährigen zu einem geschlechtsreifen Mädchen (Tamara Scarpellini), das sechs Jahre zuvor (Kristina Lykova) für kurze Zeit sein Kindermädchen war, nur um zum Entsetzen von Mami das in sie gesetzte Vertrauen zu missbrauchen. Vati sieht’s weniger streng. Hat alles per Bewegungssensor gefilmt. Sieh’ doch, Tanzen und singen kann sie, und wie unser Kleiner Klavier dazu spielt. Ist doch putzig. Von wegen, dieses Luder; in meinen Klamotten, mit meinen Klunkern. Mutti bleibt von nun an zu Haus. Stöhn. Sechs Jahre später ist die Liebe wieder da. Meinst du etwa “Liebe mit allem drum und dran? Und was ist mit dem Sex?” Sieh’ doch, wie entwickelt ich bin. Mit richtigem Busen, und so. Da muss schon mal was richtiges ran. Du bist doch erst zwölf. Aber Sex ist doch nicht alles. Trotzdem, die Liebe darf nicht erwidert werden, zum Leidwesen unseres Jungen. Da sitzt er nun, verraten und verkauft. Er trägt’s mit Fassung, als sie ihn sitzen lässt, ganz allein im Gourmetrestaurant, vor all den erlesenen Leckereien, die er nun ganz allein aufessen muss. Das zeigt der Film zum Glück nicht mehr. Am Ende ist seine Liebe wieder da, in der ersten Reihe seines großen Klavierkonzerts mit einem richtigen Dirigenten, und alle fallen sie sich in die Arme vor Rührung, zumindest im Geiste, bei so viel Halleluja auch kein Wunder. Und mittenmang Vati und Mami. Sie schämen sich ihrer Tränen nicht mehr. Was für ein Spannungsabbau. Bis dahin gab’s so viele schmerzliche Irritationen. Unsere Perle der Kultur musste nämlich seine Liebe zur Musik vor aller Welt verbergen, gerade vor Mami. Er wollte endlich auch einmal so normal behandelt werden wie alle anderen auch – mit einem IQ, heruntergeflunkert auf etwas über 120. Wie?! Der hatte mal über 180. Mutti ist den Tränen nah, nein, sie weint tatsächlich, und die Fachwelt ist ratlos. Seien Sie doch froh. Sie haben einen gesunden Jungen. Das ist doch das wichtigste, oder? Ist doch wahr! Mutti geht in sich. Behandelt ihren Jungen endlich normal. So normal wie ich dich behandle?, fragt Opi. Noch normaler, antwortet der Kleine. Gelächter bei einigen Pressefuzzis. Jetzt erst kommt der Arme dazu, Mutti zu sagen, dass er sie ganz doll lieb hat. Sie zahlt mit gleicher Münze zurück: Ich liebe dich auch, mein Süßer. Er hat es sich verdient, mag sie erleichtert gedacht haben. Auf dieser Grundlage wächst wahre Genialität wie wir sie alle brauchen, damit zusammenwächst, was zusammen gehört, wie gesagt, zwischendurch im Geheimen. Opi hat den

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Fake zuerst bemerkt. Er ist eben unser Opi. Nicht nur ihm sei Dank wächst am Ende alles zusammen, auch weil sich unsere Perle im Internet und in der Börsenwelt bestens auskennt, sonst wär's um Vatis Karriere nämlich geschehen gewesen. Wir Dummerchen merken's immer erst zu spät, wie und dass alles zusammen gehört. Irgendwie alles. Auch Heuschrecken und Finanzströme sind lieb, wenn man sie gut behandelt. So kommt Opi endlich zu seinem Flugsimulator. Cool. Vitus ist begeistert. Darf ich auch mal ran? Komm rein, mein Junge. Du wolltest doch mal Pilot werden. Doch nicht? Nun, fliegen ist auch so richtig schön. Ein Videospiele auf höchstem Niveau, für die ganze Familie. FSK: beantragt ab Null Jahre.

Ein gutes Jahr (A Good Year)

USA 2006

Regie: Ridley Scott

Hamburg, 16.10.2006

Londoner Heuschrecke (Oscarpreisträger Russel Crowe) entdeckt auf einem französischen Weinberg erst den Menschen in sich und am Ende die Liebe seines Lebens. Wie schön. Auch Finanzmakler sind Menschen. Den Film hält doch nicht einmal der hartgesottenste Dreigroschenroman-Fanatiker aus. Scotts rührselig blutrünstiger Sandalenfilm "Gladiator" war schon nicht zu ertragen, auch mit dem farblosen Crowe in der Hauptrolle. Diesmal meint der Filmemacher vielleicht, einen von Humor getragenen Film zu präsentieren. Das lässt sich zwingend aus den Dialogen und Bewegungen der Darsteller ableiten. Nur agieren diese noch nicht einmal unfreiwillig komisch. Übliche Klischees werden auch nicht bedient. Kurzum, nur Training für den Sitzmuskel.

Auf der anderen Seite

Deutschland 2007

Regie: Fatih Akin

Hamburg, 12.09.2007

Nejat (Baki Davrak) möchte zurück in die Türkei, in einen Buchladen mit deutschen Büchern darin. Da kommt es ihm gut zupass, dass der deutschstämmige Besitzer eines solchen Ladens zurück nach Deutschland sich sehnt und verkaufen möchte. Warum wollen Sie verkaufen?, fragt Nejat. Ich habe Heimweh, antwortet er, Heimweh nach der lebendigen deutschen Sprache. Die ist in diesem Laden so tot wie Lateinunterricht in der Schule. Das Deutsche steht hier rum wie in einem Museum. Da spricht der Bildungsexperte, ein wenig gebrochen, wie eben Menschen sprechen, die nach dem wirklichen Leben hungern. Endlich mal wieder richtig aus sich rauskommen können: deutsch reden. Und Sie?, was machen Sie? Ich bin Germanistikprofessor in Deutschland.

Schließlich bekommt jeder, was er braucht. Scheiße, wieso kann es nicht immer so laufen zwischen Türken und Deutschen.

Ist das nicht super? Ein Professor, der auf seine Professur, vielleicht gar auf seine Pension schießt, hat bestimmt umso wertvollere innere Werte, für die sich nicht nur in Deutschland so recht keiner mehr interessiert, würde Merkel sagen. Fatih sagt, "nur Bildung kann die Welt retten." Wahrlich, ich sage euch, mit mehr Bildung liefe manches besser, nicht nur das mit der Globalisierung, oder so, sondern auch das mit den Ausländern.

Und Fatih mag als Gebildeter keine Wiederholungen. Im Unterschied zu seinem Film "Gegen die Wand" (2003), ein gewaltverherrlichendes Machwerk – im Gestus der Betroffenheit, versteht sich – ist dieser Film öffentlich-rechtlich geläutert. Vielleicht ja doch nicht ganz. Hat der NDR etwa nicht richtig aufgepasst? Auch in diesem Film darf die besinnungslose Gewalt zu Worte kommen. Warum auch nicht. Selbst in einem Gewaltmenschen steckt so viel Menschliches, ja Liebenswertes. Böses und Gutes liefern sich da einen ewigen Kampf. Und zuweilen obsiegt das Böse. Damit müssen wir leben können. Meinte schon Goethe in seinem Götz: "Wo viel Licht ist, ist starker Schatten, doch wär mir's willkommen. Wollen sehen, was es gibt." Nejat's Vater (Tuncel Kurtiz) erschlägt seine Nutte (Nursel Koeser) im Affekt, weil sie nicht so will wie er, obwohl er sie bezahlt hat.

Warum tut er das? Ganz einfach, weil er Goethe nicht kennt. Mit Bildung wäre ihm das gewiss nicht so leicht passiert. Am Ende obsiegt aber das Gute: wächst mit viel Herz auf wundersame Weise zusammen, was zusammen gehört. Was, verrät der Film nicht ganz. Das will er dem Zuschauer nicht vorkauen. Er soll auch mal was phantasieren dürfen.

Import Export, Österreich 2007
Regie: Ulrich Seidl
Hamburg, 23.08.2007

Der Film ist ein drastisches Protokoll randständiger Existenzen, das zu versöhnlichen Gefühlen beim ängstlichen Mittelstandsbürger nicht gerade einlädt. Versöhnliches mag sich dennoch in der einen oder anderen Figur verstecken. So bei Olga (Ekateryna Rak). Objektiv gesehen besitzt sie gegenüber anderen Randexistenzen keinen besonders privilegierten Zugang zur sozialen Realität, es sei denn durch sich selbst, gehalten, sich einen solchen mit viel Kraft abzurufen. Es gelingt ihr immer wieder, ihrer schmutzigen Welt etwas abzugewinnen, um sie tatsächlich als eine von Wert zu durchleben. Ohne sich im klischeeträchtigen Voyeurismus zu verlieren, zeichnet der Film kompromisslos eine Gesellschaft ohne zukunftsverheißendes Vernunftzentrum, zirkelschlüssig so in der Art: ach wäre die Welt doch

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

anders, könnten die Menschen es ebenfalls sein: das Gute, sprich: Vernünftige, aus sich heraus gebären, um damit wiederum die Welt zu beschwängern und alles wäre gut. Wesentlich sind dem gegenüber vernunftwidrige Fluchtpunkte der Verheißung selbst dort, wo man sie am allerwenigsten vermutet.

Three Times, Taiwan 2005

Regie: Hou Hsiao Hsien

Hamburg, 12.08.2007

In drei Episoden erzählt der Film von der Liebe und konfrontiert dabei drei unterschiedliche Zeiten miteinander, in denen die Liebenden jeweils anderen Anforderungen ausgesetzt sind. Er geht extrem sparsam mit Dialogen um. Stattdessen versucht er, dem Thema mit poetisch stilisierenden Bildern beizukommen, die gegen herrschende Sehgewohnheiten natürlich ihre Zeit brauchen, um in der dritten Episode abrupt im Straßenlärm der Großstadt Taipei unterzugehen. Aber nur kurz, denn auch hier wird der Zuschauer bald gefangen genommen von der schauspielerischen Präsenz insbesondere der Hauptdarstellerin Shu Qui. Sie spielt in allen drei Episoden die Liebende und stellt auf beeindruckende Weise ihre Wandlungsfähigkeit unter Beweis.

Die erste Geschichte spielt 1966. Große Freiheiten kündigen sich an – unmerklich, unspektakulär: Shu Qui trifft in einer Billiardhalle auf einen jungen Mann. Dort stehen die Leute einfach so rum, machen dies und jenes, schieben im wahrsten Sinne des Wortes eine ruhige Kugel. Dabei entsteht Liebe, mal eben so, im Vorbeigehen, obwohl es keine Zukunft gibt, denn der Liebende muss am nächsten Tag zur Armee. Die Bilder gewinnen nur langsam und dann immer nachhaltiger an Suggestivität und kommen dabei ganz und gar ohne den gefühlsseligen Blick aus – bei aller mitschwingenden Trauer über das, was nicht entstehen kann. Stark.

Die zweite Episode spielt 1911 im feudalen China, in dem es unter der Oberfläche stark ritualisierten Verhaltens mächtig gärt, sich die spätere Revolution nicht weniger unmerklich vorbereitet, die auf das von Japan kulturell überformte Taiwan ausstrahlt. Die Menschen machen sich in ihrem Alltag keine Vorstellung, was um sie herum passiert, passieren muss. Die Liebenden begegnen sich, ohne Hang, ihren Spielraum zu erweitern, der ihnen von feudal geprägten Ritualen auferlegt ist.

Das ändert sich abrupt in der dritten Episode. Sie spielt im Jahre 2005. Hier besitzt die Liebe alle nur denkbaren Spielräume, mehr virtuell als sie wirklich zu nutzen: die Liebenden reden viel, alles scheint möglich, und dennoch haben sie sich kaum etwas zu sagen; vielleicht weil im Zeitalter des Internets und des Videospiele Fragen, vor allem das Engagement überflüssig werden, weil immer schon alles gesagt, für alles

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

gesorgt ist: Ziele sich in Gesten und daran geknüpft – nicht einmal besonders höfliche – ritualisierte Aufmerksamkeit verwandelt haben. Gesten, die die Liebenden nicht zu schätzen vermögen so in der Art: das Ritual mag tot sein; sinnlos geworden lebe es dennoch hoch.

Auf die Frage, ob denn früher alles sinnvoller und daher mehr Glück in der Liebe möglich gewesen sei, antwortete der Regisseur im Anschluss der Filmvorführung außergewöhnlich liebenswert, aber indifferent: Das müsse jeder Zuschauer für sich selbst entscheiden, als würden die verschiedenen Welten für sich selbst sprechen müssen; als sei Kunst, die darüber hinaus Stellung bezieht, keine gute Kunst; als ließe sich Vergangenheit lebens- und liebenswert darstellen ohne die Gefahr einer verklärenden Mythologisierung.

En La Cama, Chile 2005

Regie: Matísa Bize

Hamburg, 20.07.2007

Warum erzählst du mir das?, fragt Daniela.

Weil wir morgen nicht mehr zusammen sind, antwortet Bruno.

Zwei Fremde (Blanca Lewin, Gonzalo Valenzuela) lernen sich in einem Hotelzimmer kennen und lieben. Während der Nacht entsteht Intimität, eine Transparenz, die sich entwickeln kann, so scheint es, weil sich die Liebenden nicht kennen. An auftretenden Konflikten klebt keine Vergangenheit, die der eine dem anderen zur Last legen könnte, und die daher uneingeschränkt einer Analyse zugänglich sind. Anrührend.

Der Baader Meinhof Komplex, BRD 2008

Regie: Uli Edel

Hamburg, 19.09.2008

Einhundertvierzig Minuten geballter Terror auf der Leinwand, pardon, Bericht über den RAF-Terror in Deutschland von 1967 bis 1977. Der Akzent liegt in der Tat auf dem Wort "Bericht". Denn zu mehr konnte und wollte sich der Film wohl nicht durchringen. Er ist weniger als eine Dokumentation, in der ein Sprecher zusätzlich über Hintergrundinformationen aufklären kann, was allein und nur durch den Mund eines Schauspielers nicht zureichend geleistet werden kann.

Weniger ist in der Regel mehr. Zu viele Ereignisse, zu viele Figuren wurden allzu kurzatmig zu einem großen Plot zusammengeschustert, um als Erzählstrang überzeugen zu können. Selbst mancher Zuschauer, der die RAF-Zeit noch miterlebt hatte, musste sich schwer tun, die Orientierung zu bewahren. Wesentlicher waren Actiondramaturgie mit ihren unvermeidlichen Knalleffekten, die in einem auf "Oscar komm raus" getrimmten Film nicht fehlen dürfen, wenn es zu mehr an Substanz denn nicht reicht. Dafür hätte die Kamera mehr Zeit gebraucht, um die

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

eine oder andere Figur aus ihrem Nahbereich heraus zu zeichnen, nicht zuletzt, um zu entmythologisieren, was der Produzent Bernd Eichinger ja eigentlich auch wollte. Der Nahbereich spielte leider nur in Spurenelementen eine Rolle, so im Vorspann, wo Ulrike Meinhof und ihre Kinder am Strand von Sylt zu sehen waren. Dort durfte der Zuschauer die Ulrike auch mal menschlich erleben, weniger kurzatmig, weit weg von jeder hektischen und politikkriminellen Dramaturgie, zu wenig, um einen Film über 140 Minuten zu tragen.

Überhaupt hätte man von Ulrike Meinhof (Martina Gedeck) oder einer anderen Figur vielleicht gerne mehr erfahren, wenn es denn mehr Verbürgtes gegeben hätte, als z.B. in einer winzigen Gefängniszene zum Ausdruck kam, in der ihr von Gudrun Enslin (Johanna Wokalek) im Vorbeigehen vorgeworfen wurde, sie sei "das Messer im Rücken der RAF". Das hört sich nur spektakulär an, so wie in diesem Film alles möglichst spektakulär herausgeputzt inszeniert ist. An Substanz gibt das nur wenig her. Das würde bedeuten, dass der Zuschauer zum Mitdenken sich herausgefordert fühlte, ohne dass vorhersehbar wäre, was das Ergebnis seines Mitdenkens wäre. Allein nur dass die Täter möglichst schlecht wegkommen, kann zwar ein unmittelbar verstehbares, aber bei weitem kein ausreichendes Ergebnis sein. Das hieße, einfach nur vorhersehbaren Erwartungshaltungen zu genügen.

Natürlich vermögen gute Schauspieler mit noch so viel Ausdrucksfähigkeit nicht wettzumachen, was schnelle Szenenfolgen nicht hergeben können. Am Ende hat man vielleicht nur einen Film gesehen in der Art: "The Best of Baader Meinhof". Merkwürdig, dass ausgerechnet so manches Hinterbliebenenopfer (ein Sohn von Hans Martin Schleyer) den Film gut gefunden hat. Opfer sind auch nur Opfer ihrer Sehgewohnheiten, die analog zum Pawlowschen Reiz-Reaktions-Schema mit eintrainierten Erwartungshaltungen schwanger gehen. Es reicht für einen anspruchsvollen Film nicht aus, Terroristen einfach nur als Mörder oder exotische Politverbrecher mit ein paar skurrilen Auffälligkeiten zu zeichnen. Dafür hätte man auch einen weniger teuren Actionkrimi drehen können.

Doch geht es wahrscheinlich um etwas anderes: mehr von Mördern zu erfahren, ist immer gefährlich. Menschliches bliebe an der Bestie haften, so dass sie sich dann als Hassobjekt (zur Abreaktion) nicht mehr ohne weiteres missbrauchen ließe. Und so bleibt am Ende des Films der Zuschauer betreten zurück, mit etwas Rührseligkeit auf dem Nachhauseweg, einem Song von Bob Dylan im Nachspann: Blowin' in the Wind. Vielleicht dass man selbst einem erfahrenen Filmemacher wie Uli Edel den folgenden Rat geben sollte: einen "Film mit richtigen Schauspielern" entweder zu machen oder es am besten zu lassen.

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

300, USA 2006

Regie: Zack Snyder

Hamburg, 26.03.2007

Ohne die Spartaner keine Bergpredigt. Todesmutig werfen sich 300 Spartaner einer Übermacht von widerlichen Persern entgegen, Barbaren, die Orgien feiern, ohne Anstand, schlimmer als Tiere. Vergeblich versucht Leonidas, der König der Spartaner, seine Landsleute von der Gefährlichkeit dieser Tiere aus dem Osten zu überzeugen. Einzig seine 300-Mann-Leibgarde lässt ihn nicht im Stich und folgt ihm in einen aussichtslosen Kampf gegen ein Millionenheer, todesmutig und unbeugsam, während andere mit persischen Unterhändlern verhandeln wollen. Davon hält Leonidas gar nichts. Er macht mit den ungebetenen Besuchern kurzen Prozess und stößt sie eigenhändig in einen dunklen Brunnen, wahrscheinlich mit allerlei Getier darin.

Und so marschiert er 480 v.Chr. mit seiner furchtlosen Leibgarde, Helden wie sie die Geschichte nie sah, zum Thermopylen-Pass, in ein Gemetzel sondergleichen, sehenden Auges in den Tod, um der Heimatfront Freiheit und Demokratie zu erhalten, Zeit zu gewinnen, die seine Königin daheim bitter braucht, um endlich alle Spartaner zu vereinigen gegen das Böse, zu führen in einen großen Kampf, der alles entscheiden muss.

Auch Helden brauchen zuweilen Zuspruch. Damit ihr König auch wirklich marschiert, beschwört die Königin ihn: es sei seine heilige Pflicht, sich für sein Volk zu opfern. Ja, er werde sterben, er werde sie nicht wiedersehen. Ihn erwarte aber Ruhm für die Ewigkeit, wenn er Vorbild sei für sein Volk bis in den Tod hinein, wenn er sterbe für die Freiheit. Komm, ein letzter Beischlaf, bevor wir – stöhn – uns nie mehr wiedersehen. Und dann stirbt er wie nie ein Held vor ihm gestorben. Kurz bevor alles vorbei, schickt er schnell noch einen Krieger an die Heimatfront, damit er seinem Volk ein Lied singe vom heldenhaften Opfertod, auf dass Sparta lebe. Dafür muss die Königin noch allerhand Überzeugungsarbeit leisten gegen verhandlungsbereite Weicheier ohne Werte, für die sie sterben wollten. Die gibt es selbst im Volk der Spartaner. Auch heute, unter uns, sieht man sie immer und überall. Am Ende stehen aber alle Spartaner wie ein Mann hinter ihrer Königin, bereit, sich von ihr in den Kampf schicken zu lassen.

Die hat's wahrlich nicht leicht. Immerzu muss sie sich gegen miese Typen zur Wehr setzen. Der Schlimmste unter ihnen drückt sie mit dem Gesicht zur Mauer und vergewaltigt sie. Hernach prahlt er damit vor versammelten Griechen. Kein Mittel ist ihm zu mies, um die Königin in ein schlechtes Licht zu rücken. So seht sie euch an, ihr Griechen. Kaum ist ihr Mann mal weg, treibt sie's zu Hause mit anderen. Selbst mich hat sie nicht verschmäht. So, jetzt reicht es. Grimmigen Blicks stemmt sie dem Denunzianten sein eigenes Schwert in den Magen.

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Währenddessen will das Gemetzel am Thermopylen-Pass nicht aufhören. Die Helden gönnen sich keine Pause. Zwischen den Schlachten wird weiter auf Feinde eingehackt, wenn sie noch vor sich hinröcheln. Zwischen dem ganzen Gehacke, auf Bergen von Leichen stehend, unterhält sich der König mit einem Offizier. Beide merken nicht, wie zu ihren Füßen ein Feind stöhnt. Dann endlich, die Unterhaltung ist zu Ende, und der Offizier kann endlich auf den Röchelnden einstechen. Stöhn. Will die Arbeit denn nie ein Ende nehmen? Unentwegt neu anstürmende Bestien, die entsorgt gehören.

Natürlich geht es unter den Griechen ziemlich roh und ungeschliffen zu. Aber sie schlagen schon mal eine Bresche für die Demokratie und Freiheit. Mit Bestien verhandeln? Sich von ihnen erpressen lassen? Niemals. Unsere Jungs, sie wackeln nicht. Je näher sie ihr Ende auf sich zu kommen sehen, desto fester und unbeugsamer fühlen sie sich der Freiheit verpflichtet. Dafür tranken sie die heilige Erde mit ihrem Blut. Zu keinem Zeitpunkt geben sie auf. Niemals weichen sie zurück. Freiheit oder Tod, so immer wieder ihr Schlachtruf. Männer, ihr werdet sterben, aber ewiger Ruhm wartet auf euch, der die Welt erleuchten wird, Wankende und Unentschlossene Mut machen wird, auf dass sie das Werk vollenden.

Und diese ihre Hoffnung, sie trägt tatsächlich nicht. Schon formiert sich daheim der Widerstand. Die Reihen schließen stets fester sich zusammen. "Wo die Gefahr am größten, wächst immer das Rettende auch", so wusste schon Heidegger seinen Hölderlin zu zitieren, um den Untergang der Nazis vielleicht noch in letzter Minute abzuwenden. Auch hier stirbt der König, wie es sich gehört, so ziemlich als letzter. Die Arme nach links und rechts gereckt. So liegt er da wie der leibhaftige Jesus, blutüberströmt, von unzähligen Pfeilen durchbohrt. Hand in Hand, zusammen mit seinem getreuen Offizier. Nein, schwul sind die nicht. Sie stehen sich bei in dieser schwersten Minute ihres Lebens, beim Sterben. Der Offizier sagt mit allerletzter Kraft, es sei eine Ehre, zusammen mit dir, oh König, dem Himmelreich nah zu sein, pardon, beim Sterben vom der Mantel der Geschichte umweht zu werden. Da flennen selbst die ganz Harten.

Hört man die Filmemacher reden, so steht fest, sie glauben an den faschistischen Dreck, den sie da produziert haben. Ohne die 300 und ohne ihren unbändigen Freiheitsdrang, damit einhergehende Opferbereitschaft, würden wir heute unsere Freiheit nicht genießen können. Dafür lebten die Griechen. Das ging zwar, wie auch anders, mit der einen oder anderen Rohheit einher. Aber wirklich blutrünstig waren sie nur in Notwehr, im Krieg, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Wiewohl sie, ohne es recht zu wissen, im Keime schon das waren, was die heutige christliche Zivilisation in vollster Blüte charakterisiert. Erschreckend, der Film lief in den USA sehr gut, trotz Anti-Bush-Stimmung. Die glauben immer noch, dass der Irakkrieg nur ein Fehler

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

war. Man möchte "unsere tapferen Jungs" wieder daheim haben. Die können doch nichts dafür. Auch sie fühlen sich im Irak von der Heimatfront, oh Dolchstoßlegende, schmäählich im Stich gelassen, wie aus der Kriegsheimkehrerschmonzette "Home of the Brave" unschwer herauszulesen ist. Heute ist der Tod schwerpunktmäßig ein Meister aus den USA. Bei uns floppte "300" zumindest auf der Berlinale schon mal. Da guckten ihn aber nur Presseleute, was also nicht heißt, dass er in deutschen Kinos ab dem 5. April 07 nicht gut laufen muss. Hier sind Pressefuzzis ohnehin nicht maßgeblich. Nicht weniger stimmungsabhängig labern die heute mal so und morgen wieder ganz anders. Und überhaupt, bei so viel Kino – 400 Filme – auf einmal hatten sie vielleicht nur keine Lust mehr, diesen Dreck auch noch in sich reinrieseln zu lassen. Fest steht, jedes Land hat – zumindest ein wenig – die Filmemacher, die es verdient. Auch die fallen nicht einfach so vom Himmel.

Ein fliehendes Pferd, Deutschland 2007

nach der gleichnamigen Novelle von Martin Walser

Regie: Rainer Kaufmann

Hamburg, 21.07.2007

Eine Welt, die nicht mehr fragt

Schopenhauer als Lebensform. Nicht nur dass es, frei nach Adorno, das richtige Leben im Falschen nicht gibt, nein, ohne Umschweife lebt Helmut (Ulrich Noethen) gleich das Falsche, aus tiefster Überzeugung, ohne noch einen Gedanken zu verschwenden, ob es denn ein richtiges Leben geben könnte. Er will einfach nur in Ruhe verbittert sein. Obwohl – seine Antennen sind immerzu und überall hin ausgefahren. Ihm entgeht nichts. Nicht noch so kleine Lebensäußerungen, aber nur um sie dann umso erbitterter zu bepöbeln. Zufrieden mit sich selbst ist er im Schilf, wenn er dem Gezwitscher seltener Vögel lauscht. In der Natur kann er seinen Voyeurismus ausleben, ohne Verdacht zu erregen. Wieder zu Hause frisst das Ressentiment, der Neid; ist er ganz und gar nicht zu Hause: mag er, genau genommen, nicht einmal sich selbst. Ja, er zelebriert Verbitterung zwanghaft bis zum Überdruß, den er hinter der allesverstehenden Fassade des Deutsch- und Geschichtslehrers verbirgt.

Unerträglich, diese Leichenbittermine. Und das im Urlaub, ja gerade im Urlaub. In den Ferien gibt's schön viel Zeit und Muße, zirkelschlüssig immer wieder den Beweis vor sich hin zu murmeln, dass alles ohnehin keinen Sinn hat, selbst wenn Säfte rufen und es was – einfach nur so – zu tun gäbe. Stöhn. Seine Frau Sabine (Katja Riemann) besorgt sich's auch nur selbst, bis – ja bis Helmut's alter Schulfreund Klaus (Ulrich Tukur) wie zufällig aus dem Nichts auftaucht, unbeschwert, lebenslustig, mit seiner viel jüngeren, nicht weniger lebendigen Freundin Helene (Petra Schmidt-Schaller). Wau, ganz schön knackig, überdies nicht auf den Mund gefallen. Synchron, wie abgesprochen, bringen sie das klebrige

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Leben des misanthropischen Lehrers und das seiner zu lebenshungrigen Frau gehörig durcheinander. Ein Sadismus, der sich hinter Lebensfreude versteckt, dafür umso wirksamer. Bedürftigkeit, wenn sie denn bis zum Halse steht, hat kein Bock auf Details.

Etwas ist sehr erfreulich: Katja Riemann ("Ein Mann für jede Tonart", "Ich bin die Andere") nervt viel weniger als sonst. Das Älterwerden scheint ihr gut zu bekommen. Und der Film ist auch insgesamt gut gelungen, auch wenn er ein wenig aufdringlich nur unterhalten will. Wie auch anders einer Welt – die konsumiert, um zu konsumieren – nahe bringen, dass es Fragen gibt, die es wert sind, dass man sie fragt? Eine Welt, die nicht mehr fragt. Wozu?, wenn man Antworten hat.

Die Besucherin, Deutschland 2008

Regie: Lola Randl

Hamburg, 14.03.2009

"Die Besucherin" ist die erstaunlich reife Debütarbeit einer jungen Filmemacherin. Sie erzählt etwas über den ganz normalen Alltag, nah der Realität und distanziert, mit dokumentarischen Stilelementen. So mancher Besucher würde den Film vielleicht langweilig finden wie die Beziehung, die er zeichnet. Für den oberflächlichen Blick nicht sonderlich unterhaltsam, wird eine in Auflösung begriffene Ehe weder spektakulär, noch theatralisch erzählt. Sie erodiert langsam im Stress allzu normaler Alltagserfahrungen, bis sie von einem der beiden Partner aufgekündigt wird; oder doch nicht ganz? Der Schluss lässt manches offen.

Die Erzählweise mag unspektakulär erscheinen, und dennoch gehört eine Menge Professionalität im Filmemachen dazu, den Erzählstrang nicht zu versauen: "Die Besucherin" (Sylvana Krappatsch) flüchtet vor dem öden Stress ihres Alltags in eine fremde Wohnung, auf die sie im Auftrag ihrer jüngeren Schwester (Jule Böwe) eigentlich nur aufpassen soll, Blumen gießen, bis sie, wie aus heiterem Himmel, eine Affäre mit dem ihr fremden Mieter (André Jung), hässlich und korpulent, beginnt, der sie mal eben von hinten fickt, im Liegen, ohne zuvor auch nur in ihr Gesicht geschaut zu haben. Er macht auch nicht den Eindruck, als würde er sich wundern, ein fremde Frau in Straßenkleidern in seinem Bett vorzufinden. Die Szene ruft unübersehbar Erinnerungen wach zum Film "Der letzte Tango in Paris", ohne ihn billig zu kopieren, begnügte sich der Pariser Tango seinerzeit doch zeitgeistgerecht damit, das Beziehungsgefüge zwischen den Geschlechtern herabzusetzen, allzu theatralisch zugrunde gehen zu lassen und dadurch an analytischer Schärfe einzubüßen.

Ganz anders dieser Film: ganz ohne Zynismus, fast möchte man sagen: liebevoll, blickt er auf eine im Verfall befindliche Beziehung, zu der es, anders als im Pariser Tango, noch eine minderjährige Tochter gibt (Isabell Metz), die sich allerdings von den Schwierigkeiten ihrer Eltern

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

nicht sonderlich aus der Fassung bringen lässt. Nicht nur hier belässt der unaufgeregt distanzierte Blick der Kamera vieles in der Schwebe, als wolle sie dem allzu Menschlichen im Menschen immer wieder noch mal eine Chance geben.

Helen, Deutschland, USA, GB 2008

Regie: Sandra Nettelbeck

Hamburg, 07.04.2009

Helen, eine erfolgreiche junge Musikprofessorin, hat alles, was das Herz begehrt: eine Tochter, einen Beruf und einen Konzertflügel, den Sie von ihrem ebenso schönen wie liebenswerten Mann noch im Vorspann zum Geburtstag geschenkt bekommt. So schön kann Leben sein, wenn da, oh Schreck, nicht noch ein Geheimnis wäre, das Helen mit sich herumschleppt und, welch eine Tragödie, viel zu lange vor der Welt verbirgt, selbst vor ihrem Mann. Sie ist von einer Depression heimgesucht, die im Verlaufe des Films immer schlimmer wird. Auf endlosen 115 Minuten ist der Film bemüht zu zeigen, was alles passieren kann, wenn Menschen in eine Depression geraten, mit Hilfe der üblichen musikalischen Gefühlsverstärker, zudem mit attraktiven Schauspielern, die nach Gutmenschenart siegen gelernt haben, schließlich ihr Glück wiederfinden, während – Strafe muss sein! – das Niederträchtige auf der Strecke bleibt. Ja, auch beim Siegertyp ist mittlerweile angekommen, dass das weiche Wasser den harten Stein schleift.

Vorerst aber versteht Helen die Welt nicht mehr. Die Frage ist, ob sie die Welt, nachdem sie wieder gesund geworden ist, besser versteht. Zumindest als Zuschauer bleibt man einigermaßen ratlos zurück. Denn der Film ist um Oberflächenwirkung und nicht um tiefere Analyse bemüht; er bedient ausschließlich Klischees und glattgebügelte Sehgewohnheiten, die sich problemlos konsumieren lassen, so dass der Zuschauer von unbequemen Wahrheiten in der eigenen Lebenswirklichkeit abgelenkt wird.

In "Helen" bleibt der "leere Raum" zwischen zwei wohlgesetzten Szenen im Dunkeln. Er ist weder hörbar noch sichtbar. Nicht so beim Film "Die Besucherin"; er schafft es, Spannung aus dem "leeren Raum" zu schöpfen: zwischen zwei Worten, zwei Sätzen, zwei Szenen, zwei Tönen, ja zwischen zwei mimischen Gesten klingt das Ungesagte, Ungehörte, Unerhörtes an, "leer" insofern, weil die Dramaturgie es ablehnt, alle Differenzen zuzukleistern, mithin den Betrachter mit dem Vorhersehbaren, dem allzu leicht Konsumierbaren zu bedienen, so dass er nicht umhin kommt, in sich hinein zu schauen, zwischen den Zeilen zu lesen, eben um unbesetzte Räume zu füllen, darin den Abstand zwischen zwei Tönen zu vernehmen, nicht ahnend, dass er sich selbst vernimmt, dass er dem Kunstwerk etwas hinzufügt: Unerhörtes.

Franz Witsch

Filmbesprechungen bis 2009

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

In solchen Momenten bewegt der Betrachter sich nicht im Geiste des Kunstwerks, ihm gleichsam hörig, sondern neben ihm, zuweilen widerborstig, eigensinnig, ja weltfremd, weil nichts ist, wie es ist; eine Weisheit, von der uns zu Beginn des Films Helen erzählt: entscheidend sei der freie Raum zwischen zwei Tönen; es reiche nicht, dass man diese richtig treffe. Erst die Leere, der Abstand zwischen zwei Tönen, erzeuge einen Sog, der den Hörer unter Spannung setze. Super, der Satz. Nur schade, dass die Filmemacherin diese ihre Erkenntnis in ihrem eigenen Film so gar nicht umsetzt.

Plastic Planet, Österreich, Deutschland 2009

Regie und Drehbuch: Werner Boote

Hamburg, 07.12.2009

Freiheit ist, wenn Konzerne die Menschen für blöd verkaufen dürfen. Ich finde, so etwas müsste Straftatbestand werden wie Schwarzfahren, Volksverhetzung oder Hakenkreuzschmierereien. Fest steht, Plastik ist gemeingefährlich; es liegt uns buchstäblich schwer im Magen; abgesehen davon es nachweislich Hoden und Gebärmutter in Mitleidenschaft zieht. Verdrängungskünstler John Taylor, ehemaliger Präsident von PlasticEurope, sieht und hört einfach weg, wenn er spricht. Als er merkte, es wird eng, verweigerte er die weitere Unterhaltung; pardon, doch nicht ganz: anstatt die Aussage wie üblich ganz und gar zu verweigern, schickte er einen weichgespülten Kommunikationsprofi. Allein diese Stelle macht den Film sehenswert, obwohl – zum Lachen ist das nicht.